

Sechstes Kapitel:

Die Anfänge der Erdwachs- und Erdöl-
gewinnung in Elsaß-Lothringen.

Wenn mancher Leser vielleicht verwundert fragt, was ein solcher Exkurs in das ferne Galizien mit der Geschichte des Bitumen-Vorkommens in und bei Walschbronn zu tun habe, so möge zur Begründung folgendes angeführt sein. Nur in höchst seltenen Fällen sind wir in der Lage, die wirtschaftliche Entwicklungsgeschichte einer Industrie an der Hand von urkundlichen und literarischen Zeugnissen auf Jahrhunderte zurückzuverfolgen. Wenn nun diese Zeugnisse versagen, so bieten sich uns doch bisweilen noch Anhaltspunkte auf einem anderen Wege der Forschung, den ich als den der „vergleichenden“ Wirtschaftsgeschichte bezeichnen möchte. Wir verdanken der vergleichenden Anatomie, der vergleichenden Sprachwissenschaft und entsprechenden Zweigen anderer Wissenschaften eine solche Fülle von Kenntnissen, daß es sich wohl lohnt, die Methode des Vergleichs auch in der Wirtschaftsgeschichte stärker zu betonen, als dies bisher geschehen ist, und sie, natürlich mit der hier besonders gebotenen Vorsicht, aushilfsweise zur Ergänzung der Lücken heranzuziehen, welche die urkundlichen und literarischen Quellen aufweisen. Es ist durchaus natürlich, daß die gewerbliche Ausnutzung der Natur-schätze wenigstens in den Anfangsstadien in verschiedenen Ländern sich in annähernd gleicher Weise entwickelt, sofern die allgemeinen kulturellen Verhältnisse etwa die gleichen sind. Und wenn wir nun die uns bekannten Tatsachen aus der noch jungen galizischen Erdöl- und Erdwachs-Industrie gewissermaßen als Maßstab benutzen und vergleichend neben die Nachrichten halten, welche uns über die Anfänge der elsäß-lothringischen Industrie gleicher Art erhalten sind, so werden diese viel älteren, aber auch dunkleren Nachrichten uns plötzlich viel klarer und heller erscheinen. Das Licht, welches über die galizischen Verhältnisse im 19. Jahrhundert gebreitet ist, wird von dort wie aus einem Reflexspiegel auf die Verhältnisse des elsäß-lothringischen Bitumen-Vorkommens im 16. Jahrhundert geworfen werden, von dessen gewerblicher Ausnutzung wir bisher noch gar nichts gelesen haben. Daß eine solche aber damals bereits in ähnlicher Weise stattfand, wie in Galizien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, berichtet uns „Heliseus Rösslin, der Artzeney Doctor vnd der Reichsstatt Hagenaw bestellter Physikus“ in seinem 1593 gedruckten Buche: „Des Elsaß vnd gegen Lothringen grentzenden Waßgawischen Gebirgs gelegenheit vnd Commoditeten inn Victualien vnd Mineralien vnd dann der Mineralischen Wassern,

sonderlich dessen zu Niederbronn, Hanawischen Lichtenbergischen gebiets, generation vn wirkung.“ Er schreibt (S. 27 ff.):

„Vnd damit ich wieder auff die dritte Art vnd Geschlecht der Geschöpff komme, nämlich auff die Mineralia, so mehrentheils vnter der Erden ihr Gewachs vnd Mehrung haben, findet sich sonderlich in dieser Waßgawischen Refir an vielen Orten Eisenertz. Zu Wördt aber ein Meil wegcs vnter Niederbronn ein Vitriolbergwerk ist, so in diesen Jahren erst wieder zu bawen angefangen worden. Zu Vhrweiler ist auch ein Schwebelertz vnd sonst an vielen orten ein Schwebelkieß.

Zu Lampersbach aber ein recht Bitumen, so an einem Bühel für einen schwartzen Felsen angesehen, wenn aber ein Stück darvon abgebrochen vnd in die Hand genommen, wird es weich vnd gibet einen starken Geruch von sich, ein recht Geschlechte Asphalti oder Bituminis, zu Teutsch Bergwachs, Erdtbech oder Schwefelkreiden.

Daher sich denn auch in dieser Landesart Mineralische Wasser finden, als gleich unter obermeldtem Bituminosichem Felsen in einer Matten entspringet ein Wasser, welches eine schmutzige Fettigkeit gleich einem Öhle mit sich führet, so da nichts anderes ist denn die Feiste, die vonn obermeldtem Felsen, dessen der ganze Berg voll sein wird, ablauffet, Colamen Bituminis oder Bitumen liquidum, Naphta auff babylonische Sprache genennet, zu Teutsch: Steinöhl oder fließendes Bergwachs. Erweist sich solches daher, dieweil solches Oele mehr fleußt zu Sommers Zeiten, wenn der Berg durch der Sonnen Hitze erwärmet wird, daß auch die Bawen vnnnd Landesleute kommen, dasselbige aufsammeln inn Geschirre, an statt einer von Hartz, Unschlitt vnnnd Öl zusammen vermengeten Karrensalb, die Räder mit schmieren. Vnnnd ist, im Grunde darvon zu reden, Petroleum so da von frembden Landen hergebracht wird, auch nichts anders, denn vonn dergleichen Bituminosichen Petra oder Felsen ein abschießendes Oel, daher Petroleum genannt, je an einem Orte reiner vnnnd lauterer denn am andern, reiner in den Mittägigen Ländern, vnreiner in den kalten mitternächtigen Ländern Also ist auch dieses Lampersbachische fließende Oel nichts anderes denn ein Teutsches Petroleum, sonderlich so es durch Kunst destilliert vnd das vnrein darvon abgesondert wird, wie es denn auff solche Gestalt der Wohlgeborene Herr, Herr Philips Graff zu Hanau bereiten lasset, gibt ein schön Oel, so jhr Gnaden eusserlich an die Glieder gestrichen in Podagrischen schmerzen wol vnd gut befunden haben

Es ist aber dergleichen Wasser noch eines zwo Meil wegcs von dannen gelegen im Gebirg vnd Wald hinein, vnnnd deßhalb Waldtsborn genennet, der Graffschaft Bitsch zuständig, vor Zeiten etwa ein Badt vndt in mehrerm Brauch gewesen dann jetziger Zeit, welches auch entspringet vnd herkömpt von

Bituminösen und Erdbechischen Felsen, auch mit dessen Stückern vermischt, vnd stehet auff dem Wasser wie auch auff diesem zu Lampersbach eine Feistigkeit vnd Oel, welches nicht schwartz oder vbelriechend, sondern weißlecher vnd schöner ist, vnd eines guten geruchs gleich dem Petroleo.

Also neher hier werts dem Lande, nicht weit von dem Kloster Stürtzelbrunn ist ein Fischweyer, darinnen große Felsen von Erdbech oder Schwefelkreiden sind vnd auch viel Adern, die ein Erdbechisch Wasser geben, aber der einfluß des Wildwassers von anderen Adern ist zu groß, also daß es an der Wirkung zu schwach ist“

Was uns hier Rößlin über die Verwendung des Lampersbacher Erdöls zur Bereitung von „Karrensalm“ erzählt, zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit dem, was wir oben über die Anfänge der Galizischen Erdöl-Industrie gelesen haben. Und ganz in demselben Sinne schrieb der Hanau-Lichtenbergische Amtmann in Wörth

Bernhard Herzog in seiner 1592 gedruckten Chronik des Unter-Elsaß: „Lampersloch. Dieses Dorff ist Hanauisch, liegt dabey in einer Wiesen ein Brunnen, der giebt in dem Majo ein schwartze fette Matery wie Tyriak, das räucht gar starck wie Petroleum, haben die armen Leuth bishero die Kärch damit gesalbet, auch zu alten offenen Schäden gebraucht. Nicht weit von diesem Brunnen ist ein Fels oder schwartzer Stein, der läßt sich wie Wachs in warmem Wasser zusammen trucken, hat ebenden Geruch wie die Fette in dem Brunnen. Es hat neulicher Jahr der Ehrvest, hochgelehrt und weitberühmte Theophrastist D. Jacob Niedhammer solches Oehl distilliert und es Mumiam veram Nativam genennet, hat darauß ein schön Oehl gebracht, wird gebraucht für das Podagra, legt die Geschwulst und Lenden-Schmerzen“*)

Von da ab finden wir die Erdölquelle von Lampersbach oder Lampersloch öfter in der Literatur erwähnt, so bei Thurneysser („10 Bücher von kalten, warmen und mineralischen Wassern“, Straßburg 1612), bei Johann Volck („Hanawischen Erdbalsams, Petrolei oder weichen Agsteins Beschreibung“ usw. Straßburg 1625), bei Johannes Küffer („Beschreibung des Markgräflichen warmen Bades“, Straßburg 1625) und anderen Schriftstellern. Von einer Wiedergabe dessen, was sie berichten, glaube ich jedoch absehen zu können, da die wichtigsten Stellen daraus, welche indessen für uns nichts wesentlich Neues enthalten, bereits in einer kleinen Abhandlung von H. Wendling, Lehrer in Lampersloch, über „Das Ölbergwerk Pechelbronn“ zitiert sind. Dieser Abhandlung, die als 37. Mitteilung des Vereins zur Erhaltung der Altertümer in

*) Ich zitiere das Werk von Herzog, welches mir nicht vorliegt, nach der weiter unten noch zu erwähnenden Doktor-Dissertation von Johannes Theophilus Höfel.

Weissenburg und Umgegend (ohne Jahr) erschienen ist, entnehme ich dagegen folgende interessante Notiz:

„Im Jahre 1627 richtete ein gewisser Michael Wecker ein Gesuch an die Hanau-Lichtenbergische Herrschaft, dahin lautend, daß man ihn zum „Bergrichter“ annehmen möchte, „weil er schon über sieben Jahre mit dem Lampertslocher Öl umgegangen, dessen Art und Natur erfahren, und bei den Meßzeiten Reisen nach Holland und anderen Orten unternommen habe, um solch Öl an zu presentieren und zu verkaufen. Man wolle ihm deshalb die Grube auf zwanzig Jahre in den Zehenden verlehnen oder gar zu kaufen geben, was das Öl belanget; falls er ein edel Metall finde, so solle dasselbe der Herrschaft gehören.“ Das Antwortschreiben der Regierung des Grafen Philipp von Hanau lautete günstig. Letzteres Schriftstück breitet sich ebenfalls über die Eigenschaften des Lampertslocher Öls aus: „Es hat uns Gott der Allmächtige vor sieben Jahren, anno 1620, in unserer Graff- und Herrschaft Werdt mit einem köstlichen Ohl gesegnet und begabet, welches aus der Erden kommet und von einem Gold-Schwefel herrührt . . . wir sind durch diesen unsern Bergrichter verursacht und angeleitet worden, diesem Ohle und Materia ferner nach zu bauen und arbeiten zu lassen, und haben nicht unterlassen können, es auf allerhand Art und Weise provihren zu lassen durch viel geleerte und hochverstendige Leute.“

Wendling nimmt an, daß Wecker keine glänzenden Geschäfte machte, da er bald darauf in einer Bittschrift an die Hanau-Lichtenbergische Rentenkammer um eine Unterstützung von 300 Gulden anhielt, „damit er im Stande sei, das Werk vor Winter auszuschöpfen, ehe die Grundwasser kommen.“ Für die geliehene Summe war er erbötig, entweder einen jährlichen Zins oder bereitetes Öl zu liefern. Dabei wies er auf den mannigfachen Gebrauch desselben in Zimmern, herrschaftlichen Wachtstuben, Ställen und Mühlen hin. „Es wird männiglich zum Besten gereichen,“ fügt er hinzu, „wie jetzo an den Soldaten zu sehen ist, die in der Gegend quartiert sind, und unter welchen allerlei Schäden und böse Schenkel dadurch geheilet werden.“ Er könne auch viele Personen darstellen, denen er geholfen habe.

Mag es auch richtig sein, daß Wecker bei seinem Unternehmen keine großen Schätze gesammelt hat, so muß man ihm doch das Verdienst zuerkennen, den hohen Wert dieses Stoffes, den die Bauern zur Verwendung als Wagenschmiere sich ohne Entgelt wegholen durften, zum ersten Male richtig gewürdigt und eine planmäßige Ausbeutung unternommen zu haben. Aber die unruhigen Kriegszeiten, die bald darauf einsetzten, mögen der Entwicklung des Geschäfts vielleicht nicht günstig gewesen sein, — wenigstens sind weitere Nachrichten aus dem 17. Jahrhundert nicht bekannt. Im Jahre 1700 erhielt

dann — nach Wendling — ein gewisser Aulber aus Oberbronn die Grube gegen Entrichtung des Zehnten in Pacht, baute ein Laboratorium, in dem das Öl gereinigt wurde, und brachte dieses in Frankfurt zum Verkauf. Aber im spanischen Erbfolgekrieg 1702 wurde das Laboratorium von englischen Soldaten geplündert und verbrannt und der Betrieb daraufhin wieder eingestellt. Auch ein anderer Unternehmer namens Fours, der 1720 die Quelle gegen einen jährlichen Zins von 24 Gulden auf drei Jahre pachtete, trat nach einem halben Jahre wieder von seinem Vertrage zurück, und da sich kein anderer Liebhaber fand, bezog die Regierung des Landes, deren Sitz in Hanau war, eine Zeit lang nicht mehr als jährlich 1 Gulden 8 Batzen.

Da war es ein Sohn des Landes, Johannes Theophilus Höffel aus Wörth, der durch eine wissenschaftliche Arbeit, die er 1734 der medizinischen Fakultät der Universität Straßburg zur Erlangung der Lizentiaten- und Doktorwürde vorlegte, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Quelle lenkte, dieses „*mirandum naturae opus, quali regionum orientalium et meridionalium incolae hactenus unice superbire gestiebant.*“ Der Titel dieser Schrift lautet: „*Historia balsami mineralis Alsatici seu petrolei vallis Sancti Lamperti, Germanice: „Der Hanauische Erd-Balsam, Lamperslocher Öl- oder Bächel-Brunn.“*

Nach Höffels Angabe stand zu seiner Zeit das Wasser in dem 12 Fuß tiefen Brunnen bis an den oberen Rand, und auf seiner Oberfläche schwamm das Rohöl, eine dicke Masse, zäh und klebrig wie Honig, von schwärzlicher Farbe und harzigem Geruch, der so stark und flüchtig war, daß man ihn bei bewegter Luft auf eine Viertel-Meile Entfernung wahrnehmen konnte. Mit einem $1\frac{1}{2}$ Fuß langen und $\frac{1}{2}$ Fuß breiten Holz, das mit einem Stiel versehen war, wurde diese Masse abgeschöpft und mit einem Messer oder Holzspahn in ein bereitgehaltenes Gefäß abgestrichen. Höffel erzählt dann, wie er den Brunnen, der am oberen Rande 5 Fuß Durchmesser hatte, nach unten aber sich zisternenähnlich erweiterte, hat auspumpen lassen, um festzustellen, ob nach Entfernung des Wassers der Zufluß an Petroleum nicht stärker würde. Er fand diese Vermutung vollauf bestätigt und schloß daraus mit Recht, daß die unterirdischen Petroleumvorräte viel bedeutender waren, als man bis dahin angenommen hatte. In dieser Annahme bestärkte ihn nicht nur das Vorhandensein mehrerer kleiner, Petroleum führender Quellen in unmittelbarer Nähe der Hauptquelle, sondern auch das ziemlich ausgedehnte Vorkommen bituminöser Steine, deren nahe Verwandtschaft mit dem Petroleum er sehr wohl erkannte. Er schreibt darüber (in deutscher Übersetzung) folgendes: „In der Nachbarschaft der Quelle ist ein Wald, der Sultzer Kirchspiel-Wald, durch den ein kleiner Bach fließt, von den Einheimischen der Mühl-

graben genannt, an dessen Ufern kann man an verschiedenen Stellen bituminöse Felsen finden. Ebenso nicht weit davon bei einem ausgetrockneten Tümpel, das Müllersloch genannt, wie auch bei der als Großbrunnen bezeichneten Quelle; ferner an einer Wegescheidung in demselben Walde, dem sogenannten Breiten Weg oder Kreuzweg, wo der Boden so reich an Bitumen ist, daß es sich in der Hundstagshitze von selbst zu Tropfen formt und auszuschwitzen beginnt; ebenso bei dem kleinen Bach nicht weit von der Gemarkung Lobsan, der den Wald vom Acker scheidet, werden an einer Kohl-Platz genannten Stelle bituminöse Steine gefunden. Und nicht nur in dieser unmittelbaren Nähe unseres Ölbrunnens, sondern auch in den weiter davon entfernt gelegenen Ausläufern der Vogesen, z. B. beim Kloster Stürzelbronn, in der Gemarkung Ober-Steinbach, in der als Fischer-Acker bezeichneten Ebene, ferner in dem Walde, welcher im Volksmunde der Nonnenherd heißt, bei Ober-Bronn, bei der Schieß-Mauer, — überall enthält der Boden entweder festes Bitumen oder mineralisches Erdöl in Menge“ Das Walschbronner Vorkommen erwähnt Höffel dagegen nur sehr flüchtig und von der ehemaligen Existenz eines Kurbades überhaupt nichts. Er schreibt: „Ungefähr eine deutsche Meile von unserer Quelle entfernt gegen Norden befindet sich in einem Walde bei Bitsch eine bituminöse Quelle, die in nur sehr geringer Menge ein Öl von ziemlich heller Farbe mit sich führt. Die Einheimischen bedienen sich daher zum Gebrauch mehr des Wassers als des Öls“ Offenbar ist Höffel nicht selbst in Walschbronn gewesen, und auch von den oben angeführten Urkunden hat er keine Kenntnis gehabt. Wäre das letztere der Fall gewesen, so wäre er gewiß auch auf andere Nachrichten gestoßen, die sein Interesse erweckt haben würden, und die ich nunmehr hier nachtragen will.

In der schon oben (S. 30) erwähnten Jahresrechnung des Herzoglich Lothringischen Rentmeisters Johann Beck vom Jahre 1574*) findet sich hinter den Einnahmen an Pachtgeldern für Wiesen folgende Buchung:

„Zinß von verlyhenem Mattwachs zue Rolbingen, anno 74.

Item diß 74 Jar von verlyhenem Mattwachs zue Rolbingen Zinß empfangen vermög Zinßbuchs vnnnd eines Zedels

32 gld. 10 batz. 3 d.

Obersteinbacher Zinß.

Item von verlyhenem Mattwachs daselbsten diß 74 Jar empfangen luth Zinß Buchs vnnnd eines Zedels

13 gld. 1 batz. 13 d.“

*) Departements-Archiv Nancy B, 3013.

Es drängt sich hier die Frage auf: Was haben wir unter „Mattwachs“ zu verstehen? Zunächst denkt man wohl an das, was auf der Matte (Wiese) wächst, also an das Heu. Und die Rechnungsbücher der folgenden Jahre weisen bei verschiedenen ähnlichen Buchungen neben der Bezeichnung „Mattwachs“ auch die Bezeichnung „Heuwachs“ auf, wodurch diese Annahme eine gewisse Stütze erhält. Und doch spricht gar manches wieder dagegen. Erstens wäre die Ausdrucksweise „von verliehenem Mattwachs“ wenn es sich um einen Bodenzins oder ein Pachtgeld für eine Wiese handelte, durchaus ungewöhnlich. In solchem Falle heißt es z. B. „Morgenn Hannß gibt Jahrs von dem Wassersteiner Weyher, ist ein alt Matten Platz, stoßt auf der Herren guet, 2 d. Er auch von der Nagerdt Matten, stoßt auf den Almentdweg, mit dem andern Ort auf Diebach, 2 d. Der Schuster gibt Jahrs von der Jung Matten, stoßt auf Pottershannsen, 2 d. u. s. w.*) Zweitens läßt die Anlegung eines besonderen Zinsbuchs für die Mattwachsabgabe darauf schließen, daß es sich nicht um eine einmalige, sondern im Laufe des Jahres öfters wiederholte Hebung handelt, was bei der Verpachtung einer Wiese ganz ungewöhnlich wäre. Drittens wäre die Höhe der Einnahme — im Rolbinger Bann über 32 Gulden, im Obersteinbacher Bann über 13 Gulden — schwer zu erklären, wenn man annehmen wollte, daß es sich um eine Anzahl Wiesen handelte, für die allgemein nur recht niedrige Pachtzinsen bezahlt wurden. „Mattwachs“ und „Heuwachs“ muß also wohl etwas anderes bedeuten. Ich habe leider nicht feststellen können, ob diese beiden Ausdrücke auch in anderen Gegenden gebräuchlich waren, oder ob sie ausschließlich diesem Gebiet eigen sind, wo der Boden, wie wir gesehen haben, so reich an Bitumen ist. Wenn letzterer Fall vorliegt, so ist wohl kein Zweifel, daß „Mattwachs“ und „Heuwachs“ nichts anderes ist als „Erdwachs“ und „Bergwachs“ und daß die Gewinnung dieses Stoffes schon im 16. Jahrhundert hier eine gewisse Rolle im Wirtschaftsleben gespielt hat. Man wolle ferner auch beachten, daß ehemals zu dem vorstehend erwähnten Dorfe Rolbingen ein heute verschwundener Ort gehörte, der Hartzberg hieß, und daß ein zur Gemeinde Stürzelbronn gehörender Hof den Namen Hartzhof führte; ein Zufluß des Windsteiner Baches ist der Hartzbach, der nordöstlich von Philippsburg entspringt, und ein Harzweiher befindet sich ebenfalls in der Nähe. Keine von diesen Einzelheiten würde, für sich allein betrachtet, von erheblicher Bedeutung für die Bitumen-Industrie sein, aber in ihrer Gesamtheit können sie doch als Belege dafür angesehen werden, daß die bituminöse Natur des Bodens

*) Das Beispiel ist aus dem Abrechnungsbuch des Rentmeisters vom Jahre 1593, Kapitel: Obersteinbacher Bodenzins, gewählt. — Departements-Archiv Nancy B, 3071.

schon von Alters her den Einwohnern des Landes bekannt war, wenn auch eine planmäßige Ausnützung auf chemisch-technischer Grundlage sich erst in der neuesten Zeit in größerem Umfange entwickeln konnte.

Siebentes Kapitel: Der Übergang zur Industrie.

Die 1734 gedruckte Doktor-Dissertation Höffels behandelt das Erdöl fast ausschließlich unter chemisch-medizinischen Gesichtspunkten als Heilmittel. Nur im vorletzten (32.) Paragraphen wird aufgezählt, welchen Zwecken das Bitumen im allgemeinen außerdem noch dienstbar gemacht werden könne. So finde es z. B. Verwendung als Bindemittel beim Bau zum Zusammenfügen der Steine, als Schutzmittel gegen Ungeziefer sowohl bei Tieren wie bei Pflanzen, namentlich Weinreben („Itali vermes vitulorum bitumine cum lacte propinato depellunt“), als Schutzmittel gegen das Rosten der Metalle und gegen das Faulen des Holzes, als Konservierungsmittel anatomischer Präparate und zum Einbalsamieren von Leichen, zur Herstellung von Firniß und zum Überziehen von Gemälden, denen dadurch Glanz verliehen wird, als Gerbmittel und Lederfett („ad praeparanda ac emollienda coria“) sowie als Wagenschmiere („Polonis, uti et nostratibus inunxtioni axium inservit“), bei der Herstellung von Feuerwerk und Fackeln, ja nach dem Zeugnis des Plinius, Strabo, Cordus, Ulysses Aldrovandus, Rzaczynski und Licetus habe es in alter Zeit im Haushalt zum Füllen der Lampen und Laternen gedient, was übrigens auch heutigen Tages noch üblich sei („pro nutrimento lampadum et lucernarum in oeconomia antiquis temporibus adhibebatur, quod quidem et hodie adhuc in usu esse solet.“)

Anscheinend ist nun durch die wissenschaftliche Untersuchung Höffels das Interesse weiterer Kreise auf das Lamperslocher Erdölvorkommen hingelenkt worden. Wie Wendling in seiner bereits zitierten Abhandlung erzählt, kam ein Jahr darauf ein griechischer Arzt, Johann Damascenus Erynis von Erynis (oder Eirinis) in die Gegend und entdeckte in einer Entfernung von 180 Schritten von dem Brunnen Erdpech in einer Sandlage. Im Jahre 1740 meldete er sich bei der Hanau-Lichtenbergischen Herrschaft und erhielt eine Konzession „zur Grabung der schwarzen Steine, die sich auf einer Matte unweit des sogenannten Bächelbronnns und in dem angrenzenden Walde fanden und zur Ausziehung eines mineralischen Öls tauglich sein sollten. Diese Lehnung war gegen einen jährlichen Zins von 21 Gulden auf 40 Jahre abgeschlossen, aber Erynis, der sich bei einem Schreiner in Merkweiler einquartiert und dort ein sehr bescheidenes Laboratorium eingerichtet hatte, konnte